



**LORENZ  
DER HINKENDE WIRT  
AM LANGEN STEG**



**Lorenz,  
der hinkende Wirt am langen Steg  
verfolgt  
von einem Hexenfluch**

Ein höchst belehrendes Volksgeschichtchen für jedermann

ca. 1860  
Verlag der J. Lutzenberg'schen Buchhandlung  
Altötting



## Inhalt

1. Kapitel	7
2. Kapitel	13
3. Kapitel	19
4. Kapitel	26
5. Kapitel	33
6. Kapitel	40



## 1. Kapitel

### Das Wirtshaus *Am langen Steg*

Anderthalb Stunden oberhalb eines Landstädtchens, dort, wo der Weg zu einem tiefen waldreichen Tal von der Hauptstraße scheidet, steht das Wirtshaus, genannt *Am langen Steg*, oder wie man es abgekürzt hieß *Zum Steg*. Den Namen *Am langen Steg* hatte es wahrscheinlich von dem Umstand erhalten, dass bei diesem Wirtshaus ein leidlich gebauter Brückensteg zu dem Seitenweg in das nächste Pfarrdorf führte, auf welchem man bedeutend früher, obwohl etwas beschwerlicher dorthin gelangte als auf dem entlang des Baches sich in vielen Krümmungen schlängelnden Fahrweg. Dieser Bach war und ist noch zeitweilig, wenn die Gewitter in den Gebirgen des Tales hausen, ein wilder Geselle, was die großen Steine in demselben und verschiedene Ausrisse bezeugen, und ein solcher geschah auch einmal jenseits vom Wirtshaus, der daher, um den Steg nicht vom Wirtshaus weg zu verlegen, eines längeren zum Überschreiten bedurfte. So viel von dem Zunamen dieses Wirtshauses *Am langen Steg*.

Vor etwa dreißig Jahren nun, wirtschafteten hier sehr tätige und geachtete Wirtsleute mit Namen Lorenz und Elisabeth. Lorenz, der Wirt war hinkend, aber man sagte von ihm, er sei nicht wie ein hinkender Bote, der überall erst hinten kommt. Und die Wirtin hatte sich allgemein den Spruch erworben: »Sie ist eine wahrhaftige Elisabeth für ihren Mann, für ihre Hausleute, für die Gäste und für die Armen.«

Es war offenbar der Segen Gottes mit ihnen, denn in kurzer Zeit war nun das Wirtshaus und ihre Wirtschaft neu aufge-

blüht, die unter ihren Vorfahren, von denen die Wirtin zwar eine sogenannte reiche Partie, dabei aber alles andere nur keine Wirtin war, beinahe gänzlich in Verfall und Vernachlässigung gekommen.

Einheimische und Auswärtige kehrten nun gerne ein, weil dort, wie man sagte, gut und billig zu zechen sei und die Wirtsleute gerecht und billig und freundlich gegenüber allen Gästen seien.

Besonders der reiche Holzmann aus dem Pfarrdorf, ein großer Grundbesitzer und Holzlieferant, den wir später schon näher kennen lernen werden und dessen viele Leute immer hin und her zu gehen und zu fahren hatten, hatte dort seine Niederlage aufgeschlagen und trug viel zur Hebung dieses Wirtshauses am langen Steg unter Lorenz und Elisabeth bei.

Diese beiden Wirtsleute hatten aber auch ihre Eigenheiten. So hatten sie, solange sie in dem Haus waren, kein Scheibenschießen veranstaltet und auch jede solche von anderen beantragte Veranstaltung nicht angenommen. Ebenso auch nie einen Freitanz und selbst eine ordentliche Hochzeit nur unter der Bedingung angenommen, dass nur von ehrbaren Hochzeitsgästen getanzt werde, alle nicht zur Hochzeit gehörigen Personen ausgeschlossen bleiben und diese Unterhaltung um 10 Uhr abends zu Ende sein müsse.

Anfangs erregten sie bei ledigen und verheirateten passionierten Schützen sowie Tänzern und wohl auch solchen Tänzerinnen viel Gemurre und zogen sich Geschimpf und Gespött zu, mussten auch manchmal schlechte Reden anhören und vernehmen, dass sie ja ihr Wirtshaus zu einem Kloster machen; dass es gescheiter wäre, sie packten ihre sieben Zwetschgen zusammen und zögen in eine Einsiedelei und

dergleichen, was aber alles nichts half und über sie hinabran, wie ein Schaff voll Wasser über eine Ente; als aber die Leute den Hauptgrund erfuhren, wurden sie ruhig und dachten sich, die Wirtsleute tun recht.

Auch der günstige Leser wird so denken, wenn er erfahren haben wird, warum der hinkende Wirt und seine Frau das Scheibenschießen und Tanzen nicht leiden konnten.

Das Wirtshaus selbst war ein großes Gebäude mit geräumigen Wohnungen und ebensolchen Anbauten für Ökonomie und soll einst ein Herrschaftssitz gewesen sein, der aber nach Aussterben des letzten Abkömmlings in fremde Hände übergegangen war und ein Wirtshaus geworden. Wie immer nun dieses gewesen sein mag, das Wirtshaus war nun ansehnlich zusammengestellt und durfte sich weder von innen noch von außen zu schämen haben.

Was aber beim Antritt dieser unserer Wirtsleute, selbst den Einheimischen an diesem Wirtshaus auffiel, und immer noch den Fremden und Reisenden auffallen würde, war und ist eine an die Vorderseite des Hauses gemalte Laterne, in der ein brennendes Licht vorgestellt ist und so groß aufgetragen, dass sie ja nicht leicht zu übersehen ist, und dann ein auf dem Dach mit einer eisernen ziemlich hohen Stange befestigter Haushahn aus Blech und ganz schön gefasst. Letzteres Bild des Hahnes sah man wohl gewöhnlich für den Wetterhahn an, der die kommende Witterung anzeigen sollte; vermutete aber doch eine eigene Bedeutung; die Laterne am Haus aber konnte man sich gar nicht recht erklären.

Einige, besonders Scharfsinnige machten manchmal den Scherz, als ob diese gestrengen Wirtsleute den Gästen mit dem Hausbild der großen Laterne heimzuleuchten drohten, wenn es über das rechte Maß im Trinken und Sitzenbleiben

gehen sollte und über das Bild des Haushahnes auf dem Dach scherzten sie, dass er Gäste herbeilocken wolle und aber denjenigen nachkrähen und ausschreien, die nicht zahlen und durchbrennen wollten.

Allein, alle diese trafen doch nicht die rechte Bedeutung der beiden Vorstellungen und niemand würde die richtige Erklärung haben geben können, wie sie der Wirt selber gab.

Er war nämlich noch bei dem bereits erwähnten reichen Holzmanns als erster Fuhrmann oder eigentlich als Agent im Dienst und eben bei diesem wegen einen von ihm abgemachten Geschäft, als sein Vorfahrer auf dem Wirtshaus am langen Steg abermals in Geldverlegenheit zum Holzmanns um Aushilfe kam.

Da der Lorenz so gut wie sein Herr von der Verhaussung des damaligen Wirtes alles haarklein wusste und insbesondere, dass diese hauptsächlich in der Nachlässigkeit des Wirtes und der Verschwendung der Wirtin ihren Grund hatte, scheute sich auch der Hilfesuchende vor Lorenz nicht, sein Anliegen vorzubringen.

Der reiche Holzmanns, der ohnehin schon mehr als die Hälfte von dem Wert dieses Wirtshauses gut hatte, fing an, ein verdrießliches Gesicht zu machen, und als der Wirt mit allerlei Entschuldigungen und insbesondere mit der hervor kam, dass nun so harte Zeiten seien und man sich auf die Hausleute und Dienstboten nicht verlassen könne und so weiter, wurde das Gesicht des Holzmanns gar das verdrießlichste, sodass der Lorenz im Begriff war, die beiden allein zu lassen.

Der Holzmanns aber stand auf und sagte: »Bleib nur Lorenz, vielleicht kannst du es auch einmal brauchen, was ich jetzt bringe.« Damit ging er zu einem Kasten, nahm ein Buch

heraus und fing uns beiden vorzulesen an.

»Ein vor Kurzem noch wohlhabender Besitzer beklagte sich einst bei seinem guten Freund, er wisse nicht, wo er herkomme und wo es fehle, das schon eine Zeit lang alles in seinem ganzen Hauswesen zurückgehe und eine Gelverlegenheit nach der anderen ihn dränge. Der gute Freund, welcher wohl wusste, dass daran die schlechte Aufsicht und die Unwirtschaft dieses Hausvaters Schuld sei, gab ihm den Rat, er solle nur eine Zeit lang alle Morgen früh und auch abends spät mit einer angezündeten Laterne überall und in allen Winkeln seines Hauses und Hofes herumgehen, so wird es bald besser werden. Der Besitzer lachte anfangs darüber und dachte, für dieses Mittel habe ich keinen Glauben; denn was soll denn die Laterne helfen oder nutzen, tat es aber doch.

Am nächsten Morgen ging er früh mit der Laterne herum, traf aber niemand an, denn Knechte und Mägde faullenzten noch im Bett. Nachts ging er zuerst mit der Laterne in den Keller und da fand er eine Hausperson, die eben einen Krug Bier vom Fass abfüllt, dann in die Küche und traf die Köchin, wie sie einen Schinken vom Kamin herablangte, dann auf den Getreidekasten und sah seinen eigenen Sohn einen Sack voll Frucht füllen, dann in den Stall und traf den Knecht einen Metzen Hafer beiseite tun.

»Oho«, sprach er, »nun geht es so zu in meinem Haus! Jetzt nimmt es mich nicht mehr Wunder, dass es mit meiner Hauswirtschaft so zurückgeht! Jetzt sehe ich, wofür die angezündete Laterne und das Herumgehen damit gut ist.«

Als der Holzanns merkte, dass dieses Stücklein gefiel, sagte er: »Jetzt kommt noch etwas!« Er blätterte das Buch um, in welchem er eine Menge Merklein hatte und las: »Von einem Haushahn kann jeder Hausvater lernen, wie er sein und

nicht sein soll. Der Haushahn ist ein ansehnlicher, mit schönen Federn ausgestatteter, wütiger und streitbarer Vogel und noch viel vortrefflicher sind seine Eigenschaften, nämlich seine Wachsamkeit, Vorsicht, sein Fleiß und seine Klugheit, sodass selbst in der Heiligen Schrift die Frage steht: ›Wer hat dem Hahn den Verstand gegeben?‹ (Hiob 38, 36) Schon frühmorgens erwacht er, weckt sich selbst vollends auf durch Schlagen seiner Flügel und ermahnt durch Krähen zur bestimmten Stunde Hennen und Hühnlein auf. Nachdem aber ist es schon seine erste Sorge, ihnen etwas zum Essen zu verschaffen, scharrt und kratzt überall, bis er was gefunden hat und lockt und ruft dann die seinen dazu herbei. So soll auch der Hausvater wachsam, vorsichtig und sorgfältig für seine Untergebenen sein; soll immer und unermüdet Acht geben, dass alles recht hergehe, soll auch die seinen, Weib und Kinder, Knechte und Mägde zu rechter Zeit zum Gebet, zum Gottesdienst, zu ihrer Arbeit und Geschäften anhalten, aber auch für ihren zeitlichen Unterhalt und ihr ewiges Heil sorgen.

Der Haushahn ist aber auch von Natur ein stolzer, hochtragender, zorniger und streitsüchtiger Vogel und voll Eifersucht, weswegen er oft mit anderen in blutigen Kampf kommt; solche Untugenden soll der Hausvater nicht haben.«

»Diese Vorlesung«, fügte der jetzige Wirt Lorenz hinzu, »habe ich mir gemerkt, sie beobachtet und ist mir darüber gut gegangen, und damit ich ja nicht darauf vergesse, habe ich die Vorstellung einer Laterne mit brennendem Licht an das Haus und den Hahn aufs Dach machen lassen.«

## 2. Kapitel

### **Herkunft und frühe Jugendjahre des hinkenden Wirtes**

Nachdem wir vom Wirtshaus am langen Steg gehört haben, ist es an der Zeit, auch von dem hinkenden Wirt Lorenz zu lesen.

Sein Großvater war ein wohlhabender und angesehener Bauer in der Nähe des Pfarrdorfes im Tal und besaß nicht nur ein schönes Heimatgut, sondern auch ein Zulehen; zwar auf einem Berg, aber für seine Wirtschaft sehr nützlich.

Dieser Mann aber hatte das seinige verloren, ohne dass man sich erklären konnte, wie und warum. Nicht gewaltige und plötzliche Unglücksschläge, als da sind: Feuersbrünste, Wolkenbrüche, Überschwemmungen, Hagelschläge, schlechte Jahre, feindliche Einfälle, Viehseuchen und dergleichen, die ihn um Hab und Gut brachten, sondern oft wiederholte, scheinbar kleine und leicht zu ertragende Unglücksfälle. Auch war er gewiss nicht leichtsinnig oder arbeitsscheu oder tölpelhaft in seiner Haushaltung, in Handel und Wandel, oder wagte zu viel auf Spekulation, oder war etwa ein gottloser Mensch geworden, dem das Glück gewöhnlich den Rücken kehrt. Nein, plötzlich kam es über ihn, dass ihm nichts mehr gelang und alles misslang. Er konnte anfangen, was er wollte. Von Haus und Hof, von den Äckern, vom Zulehen und von der Alm, ja von seinem Wald, kurz von allem, was er besaß, von A bis Z, schien der Segen Gottes verschwunden, und alles, was er unternahm, endete mit Verlust und Schaden.

Wahrlich, langsam marternd und stechend trieb ihn das Unglück oder der Unreim zum unvermeidlichen Abhausen.

Wäre er ein gottloser Bauer oder ein bloß weltkluger Mensch gewesen, er hätte verzweifeln müssen. Allein, er war ein guter Christ und bewies erst jetzt, in der Stunde seiner drohenden Verarmung, dass sein Christentum nicht hohl war, sondern einen frischen Kern hatte. Er tröstete sich wie Hiob: »Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt sei der Name des Herrn.« Er tröstete sich mit dem guten Gewissen, dass nicht Müßiggang und Trägheit, nicht ungerechter Besitz, nicht übertriebener Aufwand, nicht ein sündiges und gottvergessenes Leben schuld an seinem Verfall und damit eine Strafe Gottes war. Ja, er verlor nie den Mut und das Gottvertrauen, wenn auch seine Unglücksfälle Schlag auf Schlag kamen, schränkte seine Anstrengungen ein, wie er nur konnte, suchte sich und die Seinen von der Sünde zu reinigen und zu bewahren, betete mit den Seinen immer inbrünstiger zu Gott und sprach oft: "Wenn wir auch alles in dieser Welt verlieren, so wollen wir doch nur unsere Seele retten!«

Es gab aber Leute, die sich einbildeten, der Großvater sei in seinem Reichtum ein harter und filziger Mann gewesen, der nicht selten arme Leute aus seinem Haus wies und einmal von einer Witwe, die er auf listige Weise um das ihrige gebracht hatte, mit einem furchtbaren Fluch auf Kind und Kindeskindern belegt worden war.

Diese Witwe, die man lange Zeit Greth genannt habe, sei eine Hexe gewesen, die aus Bosheit und Rachsucht manchem Böses angetan habe und selbst von ihren eigenen Leuten am meisten gefürchtet worden sei. Sie sei auch nicht nach der Art eines ordentlichen Christenmenschen gestorben, sondern nach einer schrecklichen Sturmnacht nicht mehr zum Vorschein gekommen. Namentlich in den Spinn-

stuben, wo man solche scheußlichen Lügen und Schauergerichten, bei denen manchem die Haare zu Berge stehen wollen, das Atmen schwer wird und man sich dann im Dunkeln kaum noch wohin zu schauen und zu gehen traut, so gern aufzutischen und anzuhören pflegt, statt sich Wahres, Erbauliches und ordentlich Unterhaltsames zu erzählen, wovon es doch auch viel gäbe, hatte sich dieses Gerücht von dem Großvater des Lorenz und dem Hexenfluch und ihrem Verschwinden immer weiter verbreitet. Ob und was nun daran wahr gewesen, wird wohl kein Sterblicher mit Sicherheit erfahren; Tatsache aber war und ist, dass der einst reiche und angesehene Großvater des Lorenz gänzlich verschwunden war, ohne dass man ihm eine sichtbare Schuld daran zuschreiben konnte, und dass es die Meinung vieler war, eine unsichtbare Macht habe ihn zu Grunde gerichtet. Nur das schon erwähnte Zulehen auf dem Berge sei ihm von seinem einstigen schönen Besitz geblieben, und dorthin habe er sich zurückgezogen, wo er auch bald darauf gestorben sei.

Dieses Zulehen nun war dem Vater des Lorenz als sein Eigentum geblieben, nämlich eine armselige Hütte, wo in seinen besseren Tagen eine Kuh und eine Geiß im Stall standen, wo er alljährlich für den Winter ein Schwein zu schlachten hatte und wo er auch in guten Jahren von seinen wenigen mageren und mühseligen Äckern mehr Hafer und Erdäpfel einbrachte, als er für sich und die Seinen brauchte.

Um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten, suchte er auch Verdienst durch Tagelohnarbeit bei größeren Besitzern im Sommer und im Winter durch allerlei Arbeiten mit Holz, Horn und Bein sowie mit Reisig, Zweigen und Wurzeln für den Bedarf der Hauswirtschaften. Allein, trotz Fleiß und Geschicklichkeit kam er nicht auf einen grünen Zweig.

Jeder Jahrgang brachte ein Kind, aber der Tod holte regelmäßig eines, und die Wiege des Neugeborenen und der Sarg des Verstorbenen standen mehrmals nebeneinander.

Wenn ihn die Not oft sehr drückte, oder wenn allerlei unglückliche Umstände eintraten, so dachte er wohl flüchtig an den Fluch der langen Greth, der noch hier und da erzählt wurde und der auf Kind und Kindeskind fiel; aber die lebendige Erinnerung an die Glaubenslehre, dass der dreieinige Gott und sein Reich doch mächtiger sei als der Teufel und sein ganzes Gefolge, und dass ohne Wissen und Willen des himmlischen Vaters kein Sperling vom Dach und kein Haar vom Haupt falle, hatte ihn immer wieder aufgerichtet und getröstet.

Eines Tages, mitten im Winter, brach in seiner Hütte ein Feuer aus. In kurzer Zeit brannte seine Hütte bis auf die Grundmauern nieder. Wer je eine solche Hütte gesehen hat, aus Holz, mit ihrer Umgebung von lauter feuerfangenden Gegenständen, in ihrer Abgeschlossenheit von Häusern, Menschen und rettenden Händen, dem wütendsten Sturm und Gewitter ausgesetzt, dazu mit einem winzigen Brünnelein, das nicht selten im Winter ganz ausbleibt oder zufriert, der wird sich nicht wundern, dass eine Feuersbrunst mit so einer Hütte und mit allem, was sie enthält, bald zu Ende ist.

Dem Vater des Lorenz aber verbrannte nicht nur die Hütte mit allem Hausgerät, nicht nur die Kuh und die Geiß, sondern der arme Mann, der selbst nur mit Mühe und Not mit seinem Lorenz dem Verbrennen entging, musste am andern Morgen die wenigen Überreste seines verbrannten Weibes, das er wie seine Seele geliebt hatte, aus der Brandstätte herausholen. Von seinem jüngsten Kind fand er nichts mehr.

Dieses traurige, für einen Mann und Vater erschütternde

Ende seiner Frau und seines Kindes brach ihm die Lebenskraft. Er klagte nicht, er weinte nicht, aber in verdächtiger Eile verließ er den Ort des Unglücks.

Sein entfernter Nachbar, ein wohlhabender Bauer, geleitete ihn in sein Haus. Dort erkannte man bald an seinem Benehmen, vor allem aber an dem unbegreiflichen Ekel, seinen nunmehr einzigen Sohn Lorenz auch nur einmal wiedersehen zu wollen, und an seinem furchtbaren Geschrei: »Lorenz, Lorenz, du Unglückskind! Du verfluchtes Kind! Der Fluch der langen Greth liegt auf dir. Du hast Feuer gelegt, du hast deine Mutter verbrannt, du hast deine Schwester verbrannt«, dass der arme Mann dem Wahnsinn verfallen sei; denn es war nicht die geringste wirkliche Ursache zu solchen anklagenden Ausrufen gegen seinen Sohn vorhanden.

Es musste in dem Unglücklichen aufgestiegen sein und sich ihm vorgestellt haben, was er vielleicht schon in jungen Jahren von unvorsichtigen, leichtsinnigen Erzählern und Erzählerinnen über die lange Greth und ihren Hexenfluch gehört hatte. Ein schreckliches Beispiel dafür, wie oft durch solche Geschichten ein böser Same in die Herzen der Kinder gelegt wird, der seiner Zeit so schreckliche Früchte trägt.

Lorenz' Vater wurde in das Armenhaus der Gemeinde gebracht, wo er glücklicherweise bald starb.

Lorenz, der vierzehnjährige Knabe, war nun wohl ein sehr armes Waisenkind, sein zwar armes, aber doch, seine Heimat war mit Mutter und Schwesterchen verbrannt, der Vater so jämmerlich gestorben; aber der himmlische Vater war für ihn nicht gestorben. Der gute Nachbar nahm ihn an und auf, als seinen Hüterbuben. Manches Gerücht wurde nun wieder lauter, dass man der langen Greth den Hexenzauber nicht absprechen könne, da sie den Großvater zum Abhausen ge-

bracht, den Vater so schrecklich zu Grunde gerichtet habe und nun gewiss auch über den Buben kommen werde; denn ihr Fluch ging ja über Großvater, Kind und Kindeskind, allein der Bauer fragte nicht nach solchem Gerücht. Als auch seine Bäuerin anfang, Bedenken gegen die Annahme des Buben zu äußern, sagte er zu ihr: »Hex hin! Hex her! Darauf achte ich nicht, sondern darauf, dass der arme Lorenz jetzt niemanden mehr hat, dass er ein frischer, starker und wohlgeformter Bub ist, dass er seine fünf guten Sinne hat und ein tüchtiger Arbeiter werden kann, und dass wir ein gutes Werk tun, wenn wir uns um ihn kümmern.«

Darauf sagte die Bäuerin nur: »Nun, in Gottes Namen.«

Obgleich meist die Stelle eines Hüterbuben bei einem Bauern nicht viel Anziehendes hat, und ein solcher Bursche, besonders an Orten, wo man auch seine Mitmenschen nur nach dem schätzt, was sie eintragen und einbringen, auf der Weide, bei Sturm und Gewitter, Schnee und Regen, oft ohne Schuhe und schützende Kleider sein muss, wenig und schlechte Kost erhält, dafür aber viel Scheltworte, ja auch viel Schläge, oft eine Liegestatt hat wie ein Hund, und wenn die Dienstherrn selbst leichtsinnig und nachlässig sind, von übermütigen Knechten und Mägden Dinge sehen und hören müssen, die sie frühzeitig in Grund und Boden verderben können, so war solches bei dem Hüterbuben Lorenz nicht der Fall. Seine Pflegeeltern waren es nicht bloß dem Namen nach, sondern auch wirklich vor Gott und der Welt, d. h. sie beuteten den Knaben nicht bloß zu ihrem Nutzen aus, sondern erzogen und pflegten ihn auch christlich zur Ehre Gottes und zu seinem eigenen Wohl und Heil.

Lorenz ehrte auch seine Pflegeeltern, d. h. er hatte eine kindliche Ehrfurcht und Liebe gegen sie, vergaß keinen Tag,

Gott und ihnen zu danken für die große Barmherzigkeit, mit der sie ihn in seiner größten Not und Verlassenheit aufgenommen und gepflegt hatten, wie er es zu Hause nie gehabt hatte, und machte sich in seiner Stellung so gut, dass selbst der Oberknecht ein gutes Zeugnis von ihm geben musste und gab. Nur hier und da wollte dieser bei dem sonst so fröhlichen Knaben einen Anflug von auffallender Trübsinnigkeit und Schwermut bemerkt haben.

### 3. Kapitel

#### **Lorenz, beantragter Tischlerlehrling, im Dienst beim Holzmanns und dann Militärist**

Besonders die Bäuerin, seine Ziehmutter, hielt Lorenz nach und nach immer mehr ihrer Fürsorge wert, denn der Bube, welcher zu Hause von seinem Vater allerlei Hausfahrnisse zu machen gelernt hatte, beschäftigte sich auch nun damit, ohne aber seinen Hüterdienst im Geringsten zu vernachlässigen, und brachte ihr bald dies, bald das davon fürs Haus, die Küche, den Keller usw.. und sie durfte ihm nur ansagen, was sie brauche, so war er bald damit fertig.

So war Lorenz beinahe zwei Jahre lang auf seiner Stelle und man kann sagen mehr Annehmkind als Hüterbube bei diesen rechtschaffenen Zieheltern und Bauersleuten.

Schon mehrmals hatten diese mitsammen von der Geschicklichkeit ihres Hüterbuben in Anfertigung allerlei Geräte gesprochen und dass aus ihm, wenn er in eine rechte Lehre käme, sicher ein tüchtiger Handwerker werden könnte. Nun aber wollten sie damit einmal Ernst machen und

fragten Lorenz darüber. Dieser willigte mit Freuden in das Vorhaben ein, und die Bäuerin, welche in dem nahen Städtchen einen Tischlermeister als Verwandten hatte, begab sich sogleich am nächsten Sonntag dahin, um mit dem Meister darüber sich zu besprechen. Dieser ließ sich auch herbei und bestimmte den Michaeli-Tag, der nach drei Wochen eintraf, zum Eintritt für Lorenz.

Bauer und Bäuerin versuchten nun ihren Hüterbuben zu einem Tischlerlehrling gehörig und mitunter auch etwas städtisch auszustaffieren und überhaupt alle Bedingungen des Meisters zu erfüllen und darüber auch noch etwas in Bereitschaft zu haben, damit ja nichts zum Eintritt und zur Aufnahme fehlen könne.

Alle drei konnten den bestimmten Tag kaum erwarten. Als nun aber an diesem die Bäuerin den neuen Lehrjungen Lorenz bei ihrem Vetter, dem Tischlermeister in rosenfarbenem Humor und in Erwartung des freundlichsten Entgegenkommens aufführte, machte derselbe nicht nur kein freundliches, sondern ein recht verdrießliches Gesicht und rückte ohne viele Umschweife mit der Erklärung hervor, er nehme diesen Jungen nicht an, denn er werde sich nicht ein Unglückskind in sein Haus setzen.

Der Meister hatte sich nämlich unter der Zeit näher um den aufzunehmenden Lorenz erkundigt, leider nicht bei den rechten Leuten, wie es gar gerne geschieht und da erfahren, was über ihn, seinen Vater und Großvater für ein Gemunkel herumgehe.

Wahrlich, die nicht bezähmte Zunge ist das nimmer müde Übel voll tödlichen Giftes!

Die Bäuerin, ergriffen von Überraschung und Ärger drang nun auch nicht weiter mehr in ihren schlecht unterrichteten

und mehr als leichtgläubigen Vetter und besonders, weil ihr Lorenz erbarmt hätte, wenn er bei einem solchen Meister bleiben müsste, sondern ging mit dem abgeschlüpften Lehrlingen wieder nach Hause. Auf diesen aber hatte das Wort des Meisters Unglückskind, über das er ohnehin manchmal hinbrütete, einen Eindruck gemacht, als wäre er mit einem Messer gestochen worden.

Nach der Rückkehr der beiden und der näheren Auseinandersetzung derselben brummte lächelnd der Bauer für sich hin: »Hm! Hm! Der Meister!«, beruhigte seine etwas aufgeregte Frau und sagte zu dem verlegenen und betrübten Lorenz: »Bleib du nur wieder da, brauchst nicht mehr Hüterbub zu sein – kannst mit den Knechten arbeiten oder so auch tischlern und werkeln.«

Diese Beförderung und unveränderte Behandlung des Lorenz vonseiten seiner Zieheltern hatte die Wirkung des verhängnisvollen Wortes Unglückskind wieder verringert, aber der sonst immer in seiner Jugendblüte und Kraft rührige heitere Lorenz war er nicht mehr, sondern zeigte öfter als sonst manchen Zug von Betrübnis und Scham. Es mochte dazu wohl bei ihm die Abweisung des Tischlermeister und die getäuschte Hoffnung vieles beigetragen haben.

Alle im Haus beobachteten diese Veränderung, bekümmerten sich aber nur insofern darum, dass sie ihn auch im Entferntesten darüber nicht anließen oder gar spotteten, weil sie doch wohl erkannten, dass man mit so etwas ein betrübtes Gemüt nicht aufrichte und der Bauer auch allen so etwas auf das Strengste verboten hatte.

Allein die Bäuerin ließ es nicht bloß bei der Beobachtung, sondern sie war auch um rechtzeitige Abhilfe besorgt und erfinderisch und entschlossen wie sie war, hatte sie es bald

mit Einverständnis ihres Mannes vermittelt, dass Lorenz zum reichen Holzhanns, der ebenfalls ihr Vetter war, in den Dienst komme, obwohl dieser alles so gut von dem Gemunkel über dieses sogenannte Unglückskind wusste, wie die Base.

Der Mann der Bäuerin und der Holzhanns, ihr Vetter, zweifelten zwar nicht, dass sie dieses hauptsächlich aus Besorgnis für Lorenz bewerkstelligt habe, um nämlich durch eine Ortsveränderung und Anbringung in einem angesehenen Haus den zeitweiligen Trübsinn des Jungen ganz zu beseitigen; allein beide vermuteten auch die Nebenabsicht bei ihr, dem Vetter Tischlermeister, der sie abschlüpfen ließ und auch anderen zu zeigen, dass Lorenz ganz wohl auch für einen besseren Platz passe, ließen jedoch diese Vermutung nicht laut werden, weil dies doch nur eine Vermutung war und beide Männer wohl wussten, dass Männerkummer, Weiberlist und Hundstreue nicht zu ergründen sei.

Beim Holzhanns nun, der als ein vernünftiger Mann nicht auf das Gemunkel blöder oder boshafter Leute Acht gab, sondern den nun 18-jährigen wohlgestalteten Jungen mit seinen pechschwarzen Haaren, breiten roten Wangen und etwas großem Mund, der geöffnet, zwei volle Reihen kerngesunder Zähne zeigte, anschaute, wie er war, kam nichts dazwischen und Lorenz trat seinen Dienst an.

Der Holzhanns verwendete ihn anfangs in seiner Sägemühle, dann als Holzknecht und später auch als Holzfuhrmann, was des Lorenz Ziehmutter, die bekannte Bäuerin, nicht wenig erfreute, da es ja zu erkennen gab, dass Lorenz in ihrem Haus doch auch was gelernt habe und tat sich noch mehr zugute darauf, als ihr der Holzhanns mehrmals bezeugte, der Lorenz sei ihm wegen seiner Geschicklichkeit,

Tätigkeit und Verlässlichkeit einer seiner liebsten Dienstleute.

Lorenz hatte keinen leichten Dienst, denn nicht selten hatte er die Nacht über mit der Sägemühle Musik zu machen, und das Bäume fällen, Stämme schleifen, Bauholz und Bretter und dergleichen zu verladen und fortführen ist auch keine Schneiderarbeit.

Dessen ungeachtet verlebte er dort, wie er selbst oft sagte, seine besten Tage. Herr und Frau waren in der Tat christliche Vorgesetzte, ernst und gut hatten immer nur die ordentlichsten Leute in ihrem Dienst, von denen manche schon 30 und nahe der 40 Jahre da waren, auch verdiente sich Lorenz manches Stück Geld als Betreuung in seinen Geschäften und die Wunde des Unglückskindes dünkte ihm ganz geheilt, wenn ihn nicht hie und da eine Verstauchung oder Verletzung oder ein anderes missliches Vorkommnis erinnert hätte, dass er seines Vaters Sohn sei.

Da Lorenz sich nie über seinen Stand, auch nicht mit einem einzigen Stück kleidete und als ihm sein Herr das Zeugnis gab, kein Wirtshaussitzer, kein Trinker, kein Spieler war und auch von einer Bekanntschaft bei ihm nichts verlautete, so ersparte er sich auch Etwas.

Doch in letzterer Beziehung hatte sich bei ihm ein Anflug begeben, welcher ihm statt des alten Trübsinnes wegen der langen Greth einen jungen Trübsinn wegen der Wirts-Liese am langen Steg in sein Herz gepflanzt, worüber das Nähere später zu lesen sein wird.

Nun aber kamen die Jahre der Militärpflicht für Lorenz. Er hatte eine hohe Nummer gezogen und hoffte dem zweifarbigen Tuch zu entrinnen, denn seine Vorgänger waren brauchbare Leute, wie sie schienen, obwohl damals platt

oder schwitzende Füße, ein Satthals, schlechte Zähne und dergleichen befreien, musste er doch Soldat werden. Die Rekrutierungsherren entdeckten an gar manchem stämmigen und baumlangen Burschen Mängel, von denen bisher kein Mensch etwas geahnt hatte und die Laune des Schicksals fügte es, dass durchaus arme Tröpfe untadelig befunden wurden.

Mit schwerem Herzen trennte sich Lorenz von seinem Heimmattal, seinem guten Verdienst und seinen lieben Hausvorgesetzten und anderen Liebgewordenen. In den ersten Wochen seines Militärstandes in der Stadt schossen ihm wohl manchmal die Tränen wegen allerlei in die Augen, besonders wenn sie in die Gegend seiner Heimat blickten. Doch er fügte sich allmählich und tapfer in seinen Dienst; allein in die Schimpfreden und Flüche und in das ausgelassene Gerede und Getriebe mancher seiner Kameraden fügte er sich nicht, weswegen auch diese ihn für einen Duckmäuser oder Dummkopf erklärten und als solchen ihn auch neckten und plagten.

Am schlimmsten spielte ihm ein Korporal mit, dem Lorenz gutmütig Geld geliehen und von welchem er nach langem Warten dasselbe unvorsichtig zurückgefordert hatte und sogar die Drohung einer Anzeige machte.

Es währte nicht lange, so zählte der Korporal dem Lorenz den Bettel hin und raunte ihm als Dank für die Gefälligkeit ins Ohr: »Wart du Kalfakter, wart, ich will dir's zeigen, was ich kann, du sollst bei mir keine gute Stunde mehr haben!« Und der Korporal, der sonst kein Mann von Wort war, hielt diesmal so sein Wort, dass Lorenz bald die ganze Geschichte bitter bereute. Doch er wurde davon nicht lange darauf befreit, denn der Korporal geriet wegen Unterschlagung von

Soldatengeldern und anderen Finanzkünsten in langwierigen Arrest und Untersuchung.

Etwa anderthalb Jahre war Lorenz beim Militär, als er bei den Schießübungen der Soldaten als Zielner kommandiert wurde. Da nun erhielt er durch die Voreiligkeit und Ungeschicklichkeit eines Soldaten eine Kugel in den Fuß. Lange lag er im Spital und die Ärzte redeten endlich vom Fuß abnehmen. Der Patient aber erklärte entschieden, lieber sterben zu wollen – und die Operation unterblieb. Mit der Zeit wurde er doch so weit hergestellt, dass er mit einem hinkenden Fuße als Invalide gewordener mitten in Friedenszeit davonkam. Mit dem Abschied und nur noch wenig Geld mehr in der Tasche, hinkte Lorenz seinem Heimattal zu mit dem festen Vorsatz, dieses ja nicht mehr verlassen zu wollen. In seiner Herzensfreude hatte er sich vorgenommen, in einer Tour nach Hause zu marschieren, hinkte auch die erste ganze Mondnacht durch; aber sein Fuß kommandierte ihm: »Halt!« Einige Tage hatte er nun auf dem Weg zuzubringen. Dessen ungeachtet glaubte er oft für seinen Kameraden beten zu müssen, der ihm durch seine Ungeschicklichkeit die Kugel in den Fuß gejagt hatte.

Wenn wir nun aber dieses Ereignis mit dem Soldaten Lorenz in Verbindung mit der Abscheu des Scheibenschießens, den er als Wirt am langen Steg noch immer hatte, bringen, so wird er uns auch nicht mehr als ein gar großer Sonderling vorkommen.

## 4. Kapitel

### Lorenz abermals im Dienst beim Holzhanns Die Mordnacht am Hochzeitsfest

Bei dem Holzhanns fand auch der hinkende Lorenz die beste Aufnahme. Das Soldatenleben hatte ihm nur an seinem Fuß ein Andenken hinterlassen, sonst war er der nämliche geschickte und rüstige Knecht wie früher. Sein Aufenthalt war nun meistens im einsamen Wald, wo er bei seiner Arbeit nichts mehr hörte als seinen eigenen Axtschlag, den Gesang der Vögel und den gellenden Schrei der Raubvögel und fast mehr Eichhörnchen sah als Menschen. Es war ihm auch nicht mehr viel um den Verkehr mit diesen, weil er ihn in der Arbeit störte. Zu einer Unterhaltung mit ihnen bedurfte er ihn auch nicht, denn er wusste mit den Bäumen zu reden, die er zu fällen hatte, drohte den Hartnäckigen und Widerspenstigen und vollzog auch die Drohung und konnte dann manchem Stamm, der zusammengebrochen vor ihm lag, eine Art Leichenrede halten. Gerne sagte er laut zu einem solchen Stamm: »Was trugst du denn den Schopf so hoch; jetzt liegst du auf der Erde doch.« Und zu sich: »So geht's, ein wilder Baum im Wald wird umgehauen und verbrennt bald.«

Wenn ihn so seine Mitknechte belauscht hatten, munkelten sich einige zu, dass Lorenz doch immer etwas anhängen, sonst würde er ja nicht laut mit sich selbst reden wie ein Verrückter. Wenn aber Lorenz abends nach Hause kam, so pflegte der Holzhanns, sein Herr, gewöhnlich ihn vor allem zu fragen: »Wie viel Stämme liegen? Bist ein ganzer Mensch; jetzt komm und iss, geh frühzeitig zu Bett. In der Stadt wol-

len's Holz haben. Um 2 Uhr früh muss der Zug ab. Spar nicht mit Essen und Trinken, auch mit dem Trinkgeld nicht und bring mir nur die Rosse wieder recht heim. Sollst es nicht bereuen.«

Stand kein solcher Zug bevor, so setzte sich Lorenz im Winter an den Ofen und schnitzte schweigend alle möglichen kleinen Gerätschaften, auch Kunstwaren nach seiner Weise, während die Mägde mit Spinnrädern und Zungen hantierten, die Knechte aber sonst allerlei arbeiteten. Man hielt ihn deswegen für einen wunderlichen Kauz und ließ ihn gehen.

Im Haus des Holzhanns wurde viel und laut gebetet. Lorenz machte eifrig mit und fehlte an Sonn- und Feiertagen nie in seiner Pfarrkirche, wenn er doch zu Hause war. In Wirtshäusern, auf Kegelbahnen und bei Scheibenschießen war er wenig zu sehen und dieser Umstand schützte ihn vor eigentlicher übler Nachrede bei seinem sonderbaren Wesen; denn dass dieses von der langen Greth oder von einer geheimen Liebschaft oder von einer Sucht durch Lotterie oder Schatzgräberei reich werden zu wollen herkomme, war doch nur Munkelei böser Mäuler und Herzen. So schlichen seit der Rückkehr des Lorenz vom Soldatenleben abermals anderthalb Jahre dahin und er lebte zufrieden und schien weder zu wünschen noch zu glauben, dass es je anders kommen könnte.

Seit der letzten Holzfuhre aber hatte der Holzhanns an seinem sonst allzeit verlässlichen Fuhrknecht Lorenz eine Veränderung unliebsam bemerken müssen, und dass ihm etwas Besonderes begegnet sei; denn er hatte, was bisher noch nie geschehen war, zwei Nebenaufträge rein vergessen und einen Dritten verkehrt ausgerichtet; dazu auch noch um einige

Groschen mehr Zehrgeld gebraucht, als ihm sein Herr mitgegeben hatte. Als der Holzhanns ihn nun deswegen befragte, was ihm etwa über die Leber gelaufen sei, beteuerte Lorenz halb erschrocken und mit ehrlichen Augen, er wisse sich keiner besonderen Vorfalles zu entsinnen. Vielleicht wusste er es wirklich auch selbst nicht, dass ihm etwas Besonderes zugestoßen war. Der Holzhanns vermutete aber schon etwas und täuschte sich auch nicht; doch drang er für diesmal nicht weiter in Lorenz.

Diesem aber, der schon leicht hundertmal bei seinem Fuhrwerken im Wirtshaus am langen Steg einkehrte, war es begegnet, dass ihm noch niemals, als seit seiner letzten Fuhr, die Wirt-Lise, die jüngste Schwester des Wirtes, welche eigentlich die ganze Wirtschaft versah, weil sich die Frau Wirtin zu vornehm dafür dünkte, als ein solcher Ausbund von Schönheit und Tugend vorgekommen sei, auch niemals mit ihm so zutraulich und freundlich geredet habe, wie diesmal. Es war die rasch entflammte Leidenschaft zu diesem Mädchen, welche der gute Lorenz hätte mit der Hilfe Gottes beherrschen sollen und die ihn nur umso mehr verwirrte und peinigte, weil sie in ihm nur aussichtslose Gefühle nährte, denn, wie hätte er als Abkömmling so unglücklicher Eltern als Knecht, der nur hatte, was er verdiente und noch dazu mit einem Hinkfuß auf die Wirts-Lise zu einer Heirat antragen können? Sein eigener Verstand sagte ihm dieses selbst, darum verriet er auch kein Wörtlein davon. Hätte der arme Lorenz seine Herzenswunde seinem Herrn aufrichtig offenbart, er hätte weniger zu leiden gehabt. Einmal noch kehrte Lorenz beim Wirt am langen Steg ein; aber Lise war nicht zu Haus.

Bald darauf wurde dort eine größere Hochzeit gehalten,

auf welche nebst mehreren Angesehenen aus dem Tal und der Umgebung auch der Holzhanns geladen war. Bei solchen Gelegenheiten kutscherte gewöhnlich der Meisterknecht seinen Herrn; aber diesmal hatte Lorenz wider seine Gewohnheit mit Bitten nicht nachgegeben, bis er ihm gestattete, ihn statt des Meisterknechtes zur Hochzeit zu fahren. Obwohl er sich sonst mit sehr einfacher Kleidung begnügte, hatte er doch heute sein Schönstes zusammengesucht und sich damit ausstaffiert, sodass manche seiner Mitdienstboten flüsterten: »Jetzt wird Lorenz auch hoffärtig, aber sein krummer Fuß ist doch nicht gerade.«

Nachdem nun Lorenz mit seinem Herrn vorgefahren war und mit dem Hausknecht Ross und Wagen besorgte, hörte er von der Haustür her ein so freundliches »Wie geht's Lorenz? Brav, dass du auch da bist, heute bist du ja gar festlich beisammen«, dass er darüber zusammengefahren war, als hätte man ihn bei einem Verbrechen ertappt. Es war die Wirts- Lise, die ihm so zurief, und die aber sogleich wieder den Rücken kehrte und im Hausgang verschwand.

Kaum je einmal sah und hörte man ein so rühriges und fröhliches Leben im Wirtshause am langen Steg, wie heute.

Reiche und wohlhabende Leute mit den schönsten Trachten waren zu sehen; unten in den Stuben saßen die gesetzten Männer mit ihren ehrsamen und wohlgekleideten Eehälften an Tischen, welche unter der Last von Flaschen, Gläsern und Schüsseln schier zusammenbrachen. Alles redete und erzählte nach Herzenslust und war der heitersten Laune. Der sehr niedrige, aber geräumige Tanzsaal war gesteckt voll, versteht sich, von der jungen Welt und aus diesem schallte weithin ins Tal die Musik, vermischt mit dem Jauchzen heller Kehlen. Die schöne Wirts- Lise aber war überall

um und bei, oder richtiger vor lauter Tätigkeit überall und nirgends; sie war ja an dem heutigen Ehrentag die Hauptordnerin und Schaffnerin.

Der Kutscher Lorenz hatte auch seinen Platz besetzt und beschäftigte sich eben ernst und trübsinnig mit dem Gedanken, dass nun wohl auch bald die Lise mit einem reichen und vornehmen Bräutigam Hochzeit halten werde, wie ihm dann sein wird, als sie auch schon vor ihm stand und sagte: »Lorenz, du bist ja gar nicht fröhlich, wo fehlt es? Geh bring mir's einmal.«

Der arme Tropf wurde blass und rot, schnappte nach Luft und sprach endlich: »Jungfrau Lise, es geht mir nicht schlecht; während diese schon wieder auf und davon war. Verdrießlich über sich, dass er so ungeräumt geredet, ging auch er, und zwar auf die Kegelstatt, wo er die schwersten Kugeln mit einer Heftigkeit schob, dass sie hinten am Fang klafferhoch über die Bretterwand aufflogen und die Kegelbuben zu lautem Gemurre reizten. Lorenz hatte auch das Kegelspiel, bei dem er verlor, nicht aufgeheitert.

Als er wieder an seinem Platz saß, kam der Hausknecht, der an Lorenz eine gute Kundschaft wegen dem Trinkgeld bei seinen Holzfuhrn hatte, zu ihm und erzählte ihm unter anderen vertraulich, dass der Herr Pfarrer bald wieder eine Eheverkündung haben werde und es kann eine noch vornehmere Hochzeit abgeben könne, denn zwei Bewerber um unsere Lise sind da, der reiche Ochsenwirt von Sch. und der noch reichere Krämer von F. Beiden hat sie ein Sträußlein gegeben und mit ihnen des Öfteren getanzt. Ich betrüge mich aber gewiss nicht«, fuhr er fort, »dass der Ochsenwirt gewinnt, denn der hat etwas Liebes in seinem Auftreten und seinem Benehmen und ist viel schöner als der lange dürre

Krämer mit seinem frühhalten Gesicht und einem so großen Maul, als ob er die ganze Welt verschlingen möchte. Die goldenen Ringe an den knöchernen Fingern und das beständige Wühlen in seinen talerklingenden Hosentaschen werden ihm nicht helfen und noch weniger seine spöttischen Bemerkungen und Dreschflegelwitze, mit denen er jeden Menschen beleidigt.«

Lorenz hörte schweigend zu, aber es kochte in seinem Inneren – er eilte fort ins Freie.

Gegen Mitternacht hatte der Hochzeitslärm seinen Höhepunkt erreicht. Lorenz stand in einer Ecke des Tanzsaales und schaute verzehrenden Blickes nach einem walzenden Paar. Es war der Ochsenwirt und die Lise. Der Krämer machte ein Lärmen, als suchte er Händel mit Gewalt. Auf einmal stellte er dem Ochsenwirt ein Bein beim Tanz, dieser stürzte und riss seine Tänzerin mit sich. Im Nu aber flog auch der Krämer von einem furchtbaren Stoß des Lorenz getroffen seiner ganzen Länge nach mitten in den Saal. Die Musikanten schwiegen, die Lichter wurden gelöscht, schreiend flohen die Tänzerinnen. Es begann eine jener entsetzlichen Schlägereien, wo der im Übergenuss des Getränkes verborgene Teufel seine Macht entfaltet und in Tätigkeit setzt.

Nur wenige Minuten dauerte der Kampf und der Wirt mit Männern und seinen Knechten kamen mit Lichtern. Die Raufenden fuhren auseinander. Keiner muckste, das Kerzenlicht beleuchtete Dinge, die allen das Blut erstarren ließen. Blutlachen, blutige Köpfe, zerrissene Kleider, zerschlagene Stühle, doch dies waren noch Kleinigkeiten; aber röchelnd in seinem Blut lag der junge Ochsenwirt von Sch. und röchelnd neben ihm der langbeinige Krämer von F., des Lo-

renz blutiges Messer krampfhaft in der Faust haltend. Dieser Anblick machte die Erhitztesten nüchtern, jammernd packten die Musikanten ihre Instrumente zusammen und entfernten sich.

Ein Klagen, ein Seufzen, trauriges Flüstern, ein Gehen und Kommen, ein Anordnen und Ratgeben, gemischt mit den schweren Atemzügen des mit dem Tode ringenden Ochsenwirtes und vom wilden Aufschrei des im Schmerz sich krümmenden Krämers.

Wagen mit Hochzeitsgästen rasselten ab und andere um den Geistlichen, den Arzt und zu dem Gericht, um Anzeige zu machen. Der Pfarrkaplan eilte herbei und kam noch zur rechten Zeit, um dem Ochsenwirt die letzte heilige Ölung zu spenden und dann doch auch noch den Krämer zu versehen, der anfangs vom Beichten nichts wissen wollte, weil er jener Aufklärung zugetan war, die auf Religionsspöttelei und Pfaffenhass hinausläuft. Er empfing die heiligen Sakramente und stammelte nach, was ihm vorgebetet wurde.

Als der Doktor kam, hatte sich auch der Krämer innerlich verblutet und mächtig ausgestreckt zum letzten Schlaf.

Der Amtmann und seine Begleitung trafen nur mehr zwei Leichen. Der Krämer hatte vor seinem Tod vor den Anwesenden beteuert, er selbst sei der Mörder des Ochsenwirtes, ihm aber habe Lorenz durch einen Stich das Leben genommen. Lorenz war nicht zu finden.

## 5. Kapitel

### Lorenz, der Verbrecher, hinter Schloss und Riegel

Die ganze Umgebung kam darüber in Schrecken und Aufregung und am folgenden Sonntage hörte man von mehreren Kanzeln herab predigen, was die Leidenschaft aus dem Menschen macht und was daraus entstehe, wenn ein Christenmensch Gott beiseitesetzt und sein Herz ganz und gar an ein Geschöpf seinesgleichen hängt.

Einige Tage hindurch redete man von nichts als von dieser schrecklichen Mordnacht, betete für die Opfer und verfluchte Lorenz. Alles von dem Hexenfluch der langen Greth auf Kind und Kindeskind kam wieder zum Vorschein und auch der Holzhanns lief nicht sauber durch der Leute Mäuler. Er sei es gewesen, der dieses Unkraut habe groß werden lassen und diesen Unmenschen, der kein gutes Haar an sich gehabt hatte, sogar anderen Dienstboten vorgezogen habe. Der Tischlermeister habe eine bessere Einsicht an den Tag gelegt als der sonst so gescheite Holzhanns; nun hat er es für seinen Unglauben und der Lorenz, der Hexenbursche bringt zuletzt noch jemand um, wenn ihn das Gericht nicht erwischt, so hieß es.

Doch trotz dieses, beinahe allgemeinen Geredes konnten die Zieheltern, der Holzhanns und die Wirt-Lise nicht zu dem Glauben gebracht werden, dass Lorenz der Mörder sei.

Dieser aber saß bereits in nächster Woche der Mordnacht wohl verwahrt hinter Schloss und Riegel. Das war für ihn die entsetzlichste Lage. Oft griff er nach dem eigenen Kopf und schaute auf wie einer, der aus einem schrecklichen Traum erwacht. Der Gedanke, dass er keiner Waldschnecke

und Blindschleiche etwas zu Leide getan hatte, nun als Mörder des Krämers eingekerkert sei, drohte ihm, ihn um seinen Verstand zu bringen. Qualvoll drängte sich das Gespenst der langen Greth und ihres Fluches über seinen Großvater und dessen Kind und Kindeskind hervor. Doch ein herzlicher Ausruf »Gott sei mir armen Sünder gnädig und barmherzig« beruhigte und mahnte ihn, nicht auf so etwas zu denken, sondern an wirklich Erlebtes. Dies war aber:

Schon ein paar Stunden vor der schrecklichen Mitternacht hatte sich der stark angetrunkene Krämer, als er Lorenz und die Lise freundlich mitsammen reden gesehen, zu diesem hinzugedrängt und Stichreden fallen lassen vom Bettelbuben, vom hinkenden Brautwerber, wie die Knechte auch jetzt schon hoch hinauswollen, wenn sie auch kein Heiratgut sonst haben, als ein krummes Bein und eine Holzaxt oder eine Rosspeitsche und dergleichen.

Lorenz wurde da totenblass und zitterte an allen Gliedern vor Zorn und Scham, besonders, weil die Umstehenden darüber lachten und ihn begafften. Doch er bekämpfte seine Aufwallung wieder, als die Lise dem Krämer einen Blick voll Stolz und Verachtung zugeworfen und Lorenz gebeten hatte, er solle nicht böse sein auf diesen betrunkenen und großmäuligen Krämer und ihn mit sich in die Küche nahm, von wo er überall aus konnte, auch ihn, als ob sie eine Ahnung von Rauferei gehabt hätte, liebevoll ermahnt hatte, er solle sich bald zurückziehen, der Holzmanns vermeine ihn schon lange in den Federn.

So oft Lorenz an diese Bitte und Mahnung der Lise gedacht hatte, seufzte er nun bitterlich: »O hätte ich ihr gefolgt!«

Dessen ungeachtet trieb es ihn noch gegen Mitternacht in den Tanzsaal. Hauptsächlich um zu sehen, ob die Lise wohl

nicht mehr mit dem Krämer tanze, stellte er sich möglichst unbemerkt unter die Zuschauer. Allein der scharfe Blick des Krämers traf ihn bald und es währte nicht lange, so drängte er sich neben ihn und ließ es an verächtlichen Blicken und Gebärden, als auch an Stichelreden nicht fehlen. Er schien den tiefen Unmut, den er an dem Ochsenwirt nicht auslassen konnte, an dem Knecht des Holzhanns auslassen zu wollen.

Lorenz schwieg indessen und stellte sich möglichst gleichgültig; allein, alle Passion auf diesen Krämer wehrte er nicht. Da kam es nun, dass der Krämer dem mit der Lise ruhig vorüberwalzenden Ochsenwirt den Fuß stellte und dieser mit der Tänzerin stürzte; Lorenz aber mit der Wut eines hungrigen Tigers den boshafte Täter in den Saal stieß und sich auf ihn warf. Alles andere war ein Werk von wenigen Sekunden.

Lorenz erinnerte sich bloß noch, wie sein großes Sackmesser, das er beständig bei sich trug, beim Niederstürzen ihm herausfiel und wie der Krämer mit einem Messer nach ihm stieß. Er entwand dasselbe der knöchernen Faust, die es wie ein Schraubstock umspannte, dann wusste er einen Augenblick nicht mehr, was er tat, da er bis zum Erdrosseln gewürgt wurde. Dieser Augenblick war hinreichend gewesen, um einen tätlichen Stoß zu führen. Der Krämer schlug wie rasend um sich; Lorenz fand Gelegenheit sich frei zu machen, brach sich Bahn zu der ihm wohlbekanntem Tür und stand unten im Hof am Brunnen, als es oben im Tanzsaal wieder hell wurde.

»Jesus, Maria und Joseph! Der junge Ochsenwirt stirbt! Der Krämer schwimmt auch in seinem Blut, der hat auch seinen Teil!« So hörte Lorenz rufen und ohne umzusehen und zu fragen, ohne auch zu wissen wo aus und wohin, ohne zu

verspüren, dass er selbst aus einer Armwunde blute, rannte er über Äcker und Wiesen dem Wald zu. Eine namenlose Angst und Bangigkeit bemächtigte sich seiner Seele. Er rannte und schwitzte und betete für sich hin, Gott möge ihn doch zu keinem Mörder werden lassen. Zum ersten Mal kam ihm der Wald unheimlich und schauerlich vor. Als schien er plötzlich seine Sehkraft eingebüßt zu haben, lief er alle Augenblicke an einen Baum und stolperte über einen Stein. Er kannte sich in der Gegend gar nicht mehr aus. Stundenlang irrte er umher, hinter jedem Baum argwöhnte er einen Verfolger, jeder Baumstumpen kam ihm gespenstig vor. Sein Arm blutete nicht mehr, er brannte und spannte; todesmüde sank er endlich in einem Gebüsch nieder und schlief ein.

Als er aufwachte, war es heller Tag. Bleich und entstellt, todesmüde und hungrig wagte er sich aus dem Wald hervor. Ein armer alter Mann mit einem Korb auf dem Rücken, der den Berg heraufkeuchte, begegnete ihm und holte ihm um ein kleines Trinkgeld aus dem nächsten Bauernhof ein Stück Speck nebst Brot. In einem Gebüsch niedergekauert, aß er sich satt und schlief abermals ein. Als er aufwachte, ging es bereits gegen Abend. Er hinkte, vorsichtig umschauend den Bergpfad hinab und gelangte bald zu einigen Häusern. Das stattlichste war, wie fast immer und überall ein Wirtshaus, das im Schild einen roten Ochsen führte. »Wie heißt es hier«, fragte Lorenz ein barfüßiges Mädchen, das ihn scheu betrachtete. »Beim Ochsenwirt in S...«, lautete die Antwort, »den heute Nacht ein hinkender Räuber im Tal drüben totgestochen hat und noch einen Zweiten dazu. Sie streifen aber schon nach ihm, denn er soll gehenkt werden.«

Vor Schrecken beinahe von Sinnen eilte Lorenz, so schnell er vermochte, fort, die Höhe hinauf dem schützenden Wald

zu. »Also ein doppelter Mörder soll ich sein, o mein Gott, du weißt es«, seufzte er. »O wäre ich tot.« Es kamen ihm Gedanken an Selbstmord und schon hatte er in einem finsternen Augenblick der Raserei sein Halstuch gelöst und zusammengedreht, wirren Blickes herumspähend. Da trat plötzlich das Bild seiner Mutter ihm entgegen, seiner elendiglich verbrannten, längst begrabenen Mutter. Sie hatte ein so großes Entsetzen geäußert, als vor vielen Jahren – Lorenz ging damals noch in die Schule – der Schnaps-Toni sich endlich, wie er schon oft freventlich gedroht, wirklich erhängt hatte. Der Knabe Lorenz hatte den erhängten Säufer gesehen: die grässlich stierenden Augen, das blaurote Gesicht, die hervorhängende Zunge, die krampfhaft ineinander geballten Hände, und diesen schauerhaften Anblick nun so lebhaft vor sich, als hätte ihn seine Mutter hingestellt und aber auch das wieder vor sich, was sie damals gesagt hatte, nämlich dass derjenige, der sich wohlbewusst selbst umbringt, des Teufels sei, denn dieser ist es, der dem Selbstmörder einlügt, mit dem Tod sei alles aus und die ewige Ruhe gewonnen. Wer Gott verlässt, über den bekommt der Teufel die Obmacht.

Gleichsam vor sich selbst fliehend, hinkte er weiter. Es wurde abermals Tag und abermals Nacht. In einem Dickicht junger Tannen hatte er einen Schlupfwinkel gesucht und die misshandelnde Natur behauptete ihr Recht, er schlief ein. Als er erwachte, war es heller Tag und nach seinem scheuen Hervorkriechen beobachtete er einen Arbeiter im Wald und beide erkannten sich.

Es war Kaspar, vor einigen Jahren sein Mitknecht beim Holzhanns, der nun verheiratet war und ein kleines Gütlein hatte. »Komm nur her Lorenz und scheue dich nicht, ich

weis alles!«, bedeutete ihm Kaspar. »Da nimm zuerst einen tüchtigen Schluck Branntwein und iss dazu. Ich kann dir sagen, dass der Krämer vor seinem Tod sich selbst als den Mörder des Ochsenwirts angegeben und ebenso eingestanden habe, dass er dich unmenschlich gereizt hat. Der Doktor soll den Messerstich nicht für totbringend erklärt und behauptet haben, der Tod sei fast mehr infolge einer Kopfwunde eingetreten, die er von einem kantigen Stuhlbein erhalten hatte. Schlecht wird es dir freilich ergehen, aber vom Gehenkt werden ist keine Rede und es gibt Leute genug, darunter auch der Holzhanns und die Wirts-Lise, die dich weit mehr bedauern als verdammen. Es ist unsinnig von dir, so im Gebirge herumzurennen, denn, wie lange wirst du denn dies noch treiben? Das Beste für dich wäre, du stelltest dich selbst beim Amt und je eher du dies tust, desto glimpflicher wird es kommen.«

Diese Reden waren nun wohl ein Balsam auf die Wunden des Verfolgten, aber zur Beobachtung des Rates war Lorenz nicht geneigt. Dem Kaspar herzlich dankend schlich er wieder weiter und hatte Zeit genug, sich in das Elend seines Hetzlebens hineinzudenken. Es war dunkel, als er ermüdet, hungrig und durstig und kaum mit aller Anstrengung seiner Kräfte, weinend über sein Elend, einen einsamen offenen Schuppen zuhinkte, wo er etwas Stroh und Reisig zum Nachtlager fand.

Warum Lorenz so scheu und vorsichtig herumschlich, war das die Ursache, weil Schelme und andere Verbrecher weit mehr in großen Städten mit Aufnahme und Verheimlichung gesichert sind als in der Einsamkeit des Gebirges. Denn da sind die Bewohner zu Berg und Tal argwöhnisch und vorsichtig und müssen es sein im eigensten Interesse. Eine Mi-

nute genügt, um den roten Hahn auf das Dach ihres Hauses und Hofes zu setzen und ihre Gebäude sind nicht derart vermauert und befestigt, dass ihnen nicht einige Lumpenkerle viel oder alles von ihrem Besitztum zu rauben vermöchten. Zudem haben sie da die Ansicht, dass derjenige, welcher imstande ist, ein Menschenleben auszulöschen, auch fähig ist zum Sengen, Brennen und Rauben. Hätte auch Lorenz hie und da ein bekanntes Haus getroffen, so würde man sicher nicht an das gedacht, dass er sonst eine grundehrliche Haut war, sondern an das gedacht haben, dass er mit der Hexe, der langen Greth, im Verband sei.

Er mochte lange in dem Schuppen auf dem Stroh und Reißig geschlafen haben, als er unsanft aufgerüttelt wurde.

Vor ihm stand ein Landjäger, den Hahn des Gewehres gespannt.

»Gelt, Mordknecht, jetzt haben wir dich! Du bist arretiert. Beim ersten Muckser bist du ein Kind des Todes! Fest geschlossen an Händen und Füßen, vorwärts!«

Der heftig erschrockene Lorenz redete kein Wort und ließ alles geduldig über sich ergehen. Noch zwei Landjäger waren erschienen und in dieser Begleitung, in welcher ihn auch die Bekannten, die ihm begegneten, scheu und flüsternd betrachteten, was ihm oft weher tat als seine Schellen an Händen und Füßen, wurde er zum Amt geführt.

Nach fast einjähriger Untersuchungshaft, die aber nicht in Abrechnung kam, lautete das Urteil auf 15 Jahre Zuchthaus.

## 6. Kapitel

### Enthüllungen. Begnadigung. Neue Wirtsleute. Schluss

In das 7. Jahr hinein saß Lorenz als verurteilter Mörder bereits im Zuchthaus. Der Holzhanns hatte ihn nie dafürgehalten, auch die Wirts- Lise und viele andere nicht. Der Holzhanns, dem die Lise alles vom Lorenz genau und aufrichtig gestanden hatte, sagte laut: »Mörder ist Lorenz nicht, aber auch nicht unschuldig. Er hat von seiner Seite eine aussichtslose und schon deshalb törichte Leidenschaft über sich Herr werden lassen. Die Leidenschaft war es, welche ihn in den verhängnisvollen Tanzsaal trieb, und sie war es, die ihn zum Angriff auf den Nebenbuhler fortriss. Zudem hatte ihn die Lise gewarnt, er folgte doch nicht. Unschuldig ist er daher nicht, aber Mörder ist er auch nicht, dessen bin ich vollends überzeugt.«

Da geschah es, dass ein wohlhabender Bauer auf das Sterbebett kam, der zwar in seinem Leben Gott nicht besonders geliebt und dessen Heilige wenig nachgeahmt hat, nun aber bei bevorstehendem bitteren Sterbestündlein in sich gegangen war und vor freiwillig erbetenen Zeugen Folgendes gestand: »Der Lorenz, der einstige Knecht des Holzhanns war in der Tat kein Mörder; er hatte zwar mit seinem langen Messer dem langen Krämer eine allerdings tüchtige Wunde beigebracht. Sein eigenes Messer war der beste Beweis, dass die tödliche Wunde keineswegs von seinem Stoß herrührte. Das in die Todeswunde passende Messer wurde im Tanzsaal gefunden und gehörte – ach! – meinem Sohn, dem stillsten, aber vielleicht leidenschaftlichsten Liebhaber der Wirts-Lise. Die Untersuchung in jener schrecklichen Mordnacht

beim Wirt am langen Steg leitete hauptsächlich der Doktor, der als ein Hauptliebhaber der Goldfuchse und Silbertaler weit und breit bekannt war.

Der eigentliche Mörder wusste gar wohl, dass er dem Getöteten sein Messer bis zum Heft in den Leib gestoßen und dasselbe im Saal zurückgelassen hatte. Die Angst vor dem Zuchthaus oder gar vor einer Hinrichtung brachte ihn fast von Sinnen; er drohte in diesem Augenblick ins Wasser zu springen, im anderen, an den nächstbesten Baum sich aufzuhängen; er verfluchte die Lise als die vermeintliche Urheberin des ganzen Unglückes. Da dachte ich, nein, mein Sohn, mein Erbe, mein Augapfel soll kein Selbstmörder werden, auch nicht ins Zuchthaus oder gar unter die Hand des Scharfrichters kommen. Er muss gerettet werden und sollte es mich auch 10.000 Gulden kosten. Tag und Nacht sann ich nach, wie zu helfen sein möchte. Es schwebte mir vor – jetzt erkenne ich die teuflische Einflüsterung – es sei doch besser, dass ein armseliges Knechtlein in das Zuchthaus komme als ein vornehmer und reicher Bauerssohn und noch dazu mein liebster Sohn.

Endlich glaubte ich, auch das rechte Mittel gefunden haben. Bei Nacht und Nebel suchte ich, mit 100 Dukaten versehen, den Doktor auf und wir wurden handelseinig. Lorenz wurde gefangen und verurteilt. Doch auch dieses half meinem Sohn, den eigentlichen Mörder des Krämers, nicht das Gewünschte. Obwohl schon über diese Mordnacht auch das Gras zu wachsen angefangen hatte, der arme Lorenz in der Meinung der meisten der Mörder sein musste, denn sonst säße er doch nicht auf so lange im Zuchthaus, hatte doch mein Sohn keine Ruhe mehr. Es litt ihn nicht länger im Land, er wollte und musste fort und wäre es bis an das Ende der

Welt gewesen. Endlich machte er es mit seinen Geschwistern ab und wanderte nach Amerika aus. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört; wahrscheinlich haben ihn die Fische des Meeres gefressen oder es ist auf andere Weise die strafende Gerechtigkeit Gottes über ihn gekommen, weil er der menschlichen entfliehen wollte und einen Unschuldigen für sich büßen ließ – o Gott sei ihm gnädig und barmherzig! Aber möchte sich auch jemand annehmen, dass Lorenz frei wird.«

Der alte, dem Sterben immer näherkommende Vater des eigentlichen Mörders war nach diesem Geständnis viel beruhigter, empfing zu wiederholten Malen die heiligen Sakramente und starb bei guter Besinnung.

Natürlich kam diese auf der einen Seite traurige, auf der anderen aber doch wieder freudige Geschichte schnell unter die Leute. Man erzählte davon in den Wirtshäusern und sie drang auch in die Herrenwohnungen und Kanzleien. Doch alles dieses half dem armen Lorenz im Zuchthaus nichts.

Einem Mann aber wurmte diese Geschichte fort und fort, sodass er sich darüber im Vertrauen mit einigen Advokaten und Landtagsmitgliedern besprach. Die meisten beschieden ihn dahin, dass ohne juristische Beweise nichts anzufangen sei. Und woher diese nehmen? Doch einer der Advokaten meinte, dass die andauernden Gerüchte möglicherweise doch ein starkes Gewicht zu Gunsten des Lorenz in die Waagschale legen, dass ferner sonst auch ein Drittel der Strafe geschenkt zu werden pflegt, wenn man nur wüsste, wie sich Lorenz im Zuchthaus aufgeführt hat.

Auf dieses hin dachte der Holzhanns, denn er war der Mann, der auch jetzt noch nicht Lorenz vergessen hatte, probieren geht über studieren, und machte sich mit Unterwei-

sung des Advokaten auf in die Landesstadt – ins Zuchthaus, etwas Entsetzliches für Landleute.

An einem schönen Frühlingstag stieg der staatliche Holzhanns vor einem großen Gebäude, welches zuerst ein Kloster, dann eine Kaserne und zuletzt ein Zuchthaus geworden war, langsam einige steinerne Stufen empor, schöpfte Atem und zog, nein, riss an den Glockenzug. Die Türe öffnete sich halb und ein Mann mit einem eisgrauen grimmigen Schnurrbart und oberhalb desselben kupferrote Nase donnerte ihn an: »Habt Ihr impertinenter Lämmel so unverschämt geschellt? Kennt Ihr nicht die Hausordnung, wisst Ihr nicht, dass die Frau Verwalterin nervenschwach ist und eben wieder ihr Kopfweh hat? Was wollt Ihr da?«

»Nein, Eure Hausordnung kenne ich Gottlob nicht; ebenso wenig weiß ich von der Nervenschwäche und dem Kopfweh der Frau Verwalterin; aber der Herr Verwalter kennt mich, denn ich bin sein Holz- und Butterlieferant und da habt Ihr was zu einer Maß Wein.«

»Ach kommen Sie nur gefälligst in das Pfortenzimmer herein, setzen Sie sich, ich will Sie augenblicklich beim Obermeister melden.«

Als der Schnurrbart erfahren hatte, dass der Besuch dem Lorenz gelte, polterte er: »Ja, ins siebente Jahr hockt der arme Tropf da wegen Mordes und noch keine Menschenseele hat ihn besucht. Er redet wenig, er klagt nie, er flucht und rebelliert nicht, er ist das Muster eines tugendsamen Züchtlings. Ich glaube gar nicht, dass der ein Mörder ist. Aber jetzt will ich gehen.«

Bald darauf stand der Holzhanns gegenüber seines ehemaligen Holzknechtes hinter einem engen Drahtgitter. Diesem schossen die Tränen über die Wangen herab und auch der

Holzhanns hatte mit seinem Tüchlein viel in den Augen zu reiben. Wegen der Anwesenheit des Aufsehers war ihre Unterredung sehr einsilbig und unbedeutend. Als ihn aber der Holzhanns fragte, was er denn hier treibe, ersparte der Aufseher Lorenz die Antwort, indem er sagte: »Lorenz ist ein braver Arbeiter, er schnitzt die schönsten Sachen und bringt der Anstalt vielmehr ein, als er ihr kostet. Der Herr Verwalter und wir alle haben ihn gerne«

Sie sprachen noch einiges Unbedeutendes mitsammen, da trat ein Bediensteter ein mit dem Auftrag, der Holzhanns sein Lieferant, solle zum Herrn Verwalter kommen. Auch da hörte er nichts anderes als gutes Zeugnis über den gefangenen Lorenz. Neu ermutigt, begab er sich nach Hause, um das Möglichste zu vollbringen, was er vorhatte.

Nach einigen Wochen wurde die Verwaltung des Zuchthauses vom Justizministerium zum Bericht über den Sträfling Lorenz O. aufgefordert und wieder nach einiger Zeit hinkte ein Mann in besten Jahren, doch etwas scheu und fast kränklich aussehend durch die Haustür der Wohnung des Holzhanns herein, wo eben an einem großen runden Tisch eine Magd in eine große Schüssel Brot aufschnitt. Als er ihr einen guten Abend gewünscht und sich schnurgerade in das Wohnzimmer des Holzhanns begab, starrte sie ihm verwundert nach.

Nach seinem Eintritt hörte man den Bauern laut reden: »Bist du es oder ist es dein Geist? Ja, du bist es, grüß Gott, Lorenz, du armer Häuter. So haben sie dich doch endlich laufen lassen. Bleib nur da – morgen wird Rat werden, was weiter anzufangen ist. He, Margareth, ein Krüglein vom Guten, Schinken und Brot her. Nachdem diese alles gebracht wurde, schenkte der Alte ein und tat so zutraulich, als wäre

einer seiner besten Freunde angekommen. Nach und nach kamen alle Bewohner des großen Bauernhofes, die zweibeinigen und vierbeinigen daher, denn es war nun zum Nachtessen und die Margareth unterließ nicht in ihrer Plauderlosigkeit allen zu wissen zu machen, dass heute ein Zuchthausbruder mit ihnen aus einer Schüssel esse.

Das Nachtessen wurde aufgetragen und nachdem der Holzmanns das lange Tischgebet vorgesprochen hatte, setzte er sich oben an den Tisch und wies dem Gast einen Platz an. Die Mienen und Blicke der Dienstboten würzten das Mahl nicht sonderlich, noch wenige, die spitzigen Reden und Sticheleien, die hinüber und herüber fielen. Der Holzmanns schluckte anfangs seinen Ärger hinab und milderte seines Gastes – der eben Lorenz war – peinliche Lage durch freundliche Worte. Als aber ein Knecht vorbrachte, dass sein Kleiderkasten ohne Schloss sei, da brach das Donnerwetter los.

In größter Hitze sprach der Hausvater: »Nicht jeder, der im Zuchthaus gesessen hat, sei notwendig ein schlechter Kerl oder Spitzbube. Lorenz habe sein Leben lang keines Hellers Wert veruntreut und sei zehnmal ehrlicher als gar mancher hochmütige Knecht, der insgeheim den Meister bei jeder Gelegenheit betrüge und bestehle. Habe er gefehlt, so habe er auch schwer gebüßt und er sei jedenfalls mehr durch Unglück als durch Verbrechen ins Zuchthaus geraten. Hausherr sei doch er noch, Gottlob, und wolle doch sehen, wer den armen Lorenz noch weiter zu kränken sich getraue.«

Lorenz blieb wieder beim Holzmanns. Bergluft und gute Nahrung brachten ihn bald wieder zu Kräften und nach einiger Zeit hatte es der Holzmanns veranstaltet, dass der zuerst geschmähte Zuchthausbruder und die Wirts-Lise die neuen Besitzer des Wirtshauses am langen Steg geworden

sind. Es war nämlich, seit Lorenz im Zuchthaus saß, der Wirt und die Wirtin gestorben, die Wirtschaft, über und über verschuldet, kam in den Besitz des Holzhanns der die Wirt-Lise, welche seit jener Mordnacht nicht mehr auf Freier sah, niemals daran geglaubt, dass Lorenz ein Mörder sei und nun aus dem blühenden Mädchen eine staatliche Frauensperson geworden war, zu seiner Wirtschaftlerin angestellt hatte.

Der günstige Leser wird nun nicht bloß die Bedeutung der vorgestellten Laterne und des Haushahns an und auf dem Wirtshaus zum langen Steg, sondern auch die Ursachen erkannt haben, weswegen diese beiden Wirtsleute so eine Abneigung gegen Scheibenschießen und Tanz hatten. Der hinkende Fuß und das Zuchthausleben des Wirtes mahnten zu sehr von solchen Belustigungen ab.

Und welche von beiden Parteien hat hier die rechte Ansicht gehabt? Diejenige, welche die zurückgelegte unglückliche Lebensbahn des Wirtes der Wahrheit zuschrieb, dass die göttliche Vorsehung oft manche Menschen auf dornenvollen, ja schauerlichen Wegen zu ihrem Ziel führt, oder diejenige Partei, welche all die Unglücksschläge des Wirtes vom Hexenfluch der langen Greth ableiteten, der doch nur auf Vermutung beruhen kann?

Das natürliche Gefühl wird jeden zur ersten Partei drängen und noch mehr, wenn er den Ausspruch des Propheten Isaias wohl bedenkt: »So bleib denn bei deinen Wahrsagern und bei der Menge deiner Zaubereien, womit du dich mühtest von deiner Jugend an; ob es dir etwa nützt, oder ob es dich stärker machen kann?«

\*\*\*

Es dürfte nun auch am Schluss dieser Erzählung der Frage eine Aufmerksamkeit geschenkt werden, was es denn da mit der Hexerei sei, oder was beinahe dasselbe ist, ob und was für eine Gewalt die bösen Geister über die Leiber und Güter der Menschen haben, womit eigentlich gefragt ist, ob es vom Teufel Besessene und vom Teufel unterstützte Zauberkünste gebe.

Manche nun glauben davon gar nichts und andere alles. Jene folgen lieber ihrem Eigensinn als der Heiligen Schrift; diese widerstreben der Vernunft und allgemeinen Erfahrung, um nur nicht von ihren vorgefassten Meinungen und Vorurteilen abweichen zu dürfen. Das Beste ist, den goldenen Mittelweg einzuhalten, d. h., darüber so zu denken, dass man dem göttlichen Wort und der Vernunft nichts vergibt.

Dass es nun vom Teufel Besessene, d. h. solche Menschen geben könne, in deren Leib der Satan so wirkt, dass er die Werkzeuge ihrer Sinne zu seinen Absichten braucht und ihre Handlungen unbeschadet der Freiheit des Willens zu verwirren und zu verhindern und damit überaus wunderliche und seltsame Wirkungen in ihnen hervorzubringen vermag, ist nichts Unmögliches und widerspricht weder der Vernunft noch der Heiligen Schrift, denn, wenn die menschliche Seele auf ihren Körper wirken kann, warum soll das den guten und gefallenen Engeln als geistigen Geschöpfen unmöglich sein? Und die Heilige Schrift ist so voll von Beispielen der Einwirkungen von den Engeln auf die Menschen, dass dies keinem, der etwas vom Wort Gottes kennt, unbekannt sein kann.

Nicht nur, dass es Besessene geben könne, sondern wirklich solche gegeben habe, bezeugt die Heilige Schrift ganz bestimmt.

Im 1. Buch der Könige heißt es: »Der Geist des Herrn wich von Saul und es plagte ihn ein böser Geist auf Zulassung des Herrn, und wie der heilige Erysostumus sagt, durch eine melancholische, schwarzgallische Gemütsart, die oft in Wahnsinn und Wut überging und die nur Davids heilige Lieder auf eine Zeit zu erheitern vermochten.«

Im 3. Buch der Könige ist von einem Lügegeist, dem Satan, die Rede, der auf Zulassung Gottes die falschen Propheten begeisterte, um den König zu betrügen und zum Krieg zu bereden, in welchem er zur Strafe für seine Sünden einen elenden Tod finden sollte.

In der Heiligen Schrift des neuen Bundes werden die Besessenen von den gewöhnlichen Kranken genau unterschieden und bestimmt von ihnen gesagt, was der Teufel in manchen dieser Leute gewirkt, dass er sie z. B. stumm, blind und taub oder rasend gemacht habe. Die Heilige Schrift sagt ferner ausdrücklich, dass nicht die besessenen Menschen, sondern die unreinen Geister in denselben Jesum gekannt, sie mit ihm und er mit ihnen geredet habe, dass diese sich beklagt haben, er komme vor der Zeit, sie zu plagen und zu vertreiben, dass sie der Heiland nicht habe reden lassen, dass er ihnen geboten habe zu schweigen, auszufahren und nicht mehr zurückzukommen. Insbesondere sagt die Heilige Schrift von jenem Rasenden in der Landschaft der Gerasener, welcher zu Jesus rief: »Was habe ich mit dir zu schaffen, Jesu, du Sohn Gottes des Höchsten! Ich bitte dich, quäle mich nicht!« Dass der Teufel aus ihm sprach; denn wie hätte der Rasende aus sich selbst Jesum als den Sohn Gottes erkennen können, da er schon viele Jahre aller Menschenumgang floh und das Volk selbst, das immer um ihn war, Jesum für weiter nichts noch, als für den auferstandenen Johannes oder für

den Elias oder Jeremias oder überhaupt für einen Propheten hielt.

In der Apostelgeschichte ist zu lesen, dass Gott durch den heiligen Apostel Paulus, nachdem er sich zu Ephesus von den hartsinnigen Juden ab und an die Heiden gewendet hatte, Wunder gewirkt und durch die bloße Auflegung seiner Schweißtücher und Schürze die bösen Geister austrieb.

Aus diesen Grund der Wahrheit hin hat das Consilium von Trient erklärt, dass das Amt der Exorzisten (die Teufelsbeschwörung) vom Anfang der Kirche allzeit üblich gewesen sei.

Man spielt daher mit dem Wort Gottes, wenn man wider so klare Zeugnisse nichts von den Besessenen glaubt und sie nur wie andere gewöhnliche oder auffallende Kranke ansieht und behandelt; aber man entehrt auch die Vernunft, wenn man hierin zu leichtgläubig ist und auf den Schein hin sogleich die Besessenheit vom Satan wittert, wie es noch hie und da bei dem Volk geschieht, das gerne obenhin urteilt und zu wenig eine Sache prüft.

Weil ferner eine Leichtgläubigkeit in dieser Sache die katholische Religion dem Gespött ihrer Feinde preisgäbe, weil sie auf vielerlei Art die christlichen Pflichten verletzen würde, indem sie die vermeinten Besessenen selbst und auch ihre Eltern und Anverwandten in die tiefste Betrübnis und Verlegenheit setzt, ja wohl gar in die Unmöglichkeit, dergleichen Personen anständig zu versorgen oder auch nur ihr geistliches Heil und zeitliches Wohl gehörig zu befördern; dann zu den lieblosesten freventlichen Urteilen und nachtheiligsten sich weit verbreitenden Verleumdungen Anlass gibt, so haben die Bischöfe ihrer untergebenen Geistlichkeit die Beschwörungen der vorgeblichen Besessenen ohne eine vor-

läufige und tüchtigen, Männern vorbehaltenen ernste Prüfung gänzlich untersagt und befohlen, dass sie das Volk über die böse und schädliche Leichtgläubigkeit in Betreff einer teuflischen Besessenheit durch gründlichen Unterricht unterweise.

Und weil eben diese Leichtgläubigkeit in Beziehung auf die Besessenen den boshafte Bettlern die Gelegenheit darböte, sich als Besessene auszugeben, ihre Mitmenschen durch Gaukeleien zu schrecken und zu täuschen, um den Einfältigen ein reicheres Almosen abzulocken, wodurch es dann den wahrhaft Dürftiger entzogen wird, und wobei nicht selten durch derlei boshafte Betrüger die Andacht gestört, der Aberglauben verbreitet und dem Müßiggang zur Verderbnis der Sitten und zur Last der Gemeinden nachgehängt wird, somit für Kirche und Staat die schädlichsten Folgen entstehen, so ist schon seit langer Zeit sowohl den geistlichen als auch weltlichen Obrigkeiten wie auch den Hausvätern und Vorgesetzten aufgetragen, bei derlei Vorfällen ein wachsames Auge zu haben, nichts obenhin zu nehmen und je nachdem auch zu strafen.

Dasselbe gilt nun auch von den Zauberwerken des Teufels, die sich von der Besessenheit dadurch unterscheiden, dass in den Besessenen der Satan auf die Leiber oder Seelen der Menschen unmittelbar in seiner Vereinigung mit dem menschlichen Körper wirkt, durch die Zauberwerke aber in Gemeinschaft mit dem Teufel äußerliche Dinge hervorgebracht werden, die der Mensch zu erhalten verlangt.

Gar nichts von diesen Dingen zu glauben, widerspricht der Heiligen Schrift des alten und neuen Testaments.

Das Gesetz des Alten Testaments verhängt über die Zauberer die Todesstrafe in dem es heißt: »Die Zauberer, das

sind diejenigen, welche in der Kraft des Satans, dessen Diensten sie sich widmen, allerlei Künste ausüben, sollst du nicht leben lassen!«

Und im 3. Buch Moses: »Wenn Mann oder Weib Tote beschwören oder wahrsagen, so sollen sie sterben.«

Es gab also Leute nicht nur unter den Heiden, sondern auch unter dem Volk Gottes, welche solche Zauberkünste trieben. Von Saul heißt es, dass er in der ersten Zeit seiner Regierung die Zauberer und Wahrsager aus dem Land geschafft, zuletzt aber selbst die Zauberkünste der Hexe zu Endor gesucht habe. Im neuen Testament warnt Christus der Herr vor den vielen falschen Christen und Propheten, welche vor der Zerstörung Jerusalems aber auch vor dem Ende der Welt aufstehen werden, die da große Zeichen und Wunder tun werden, durch welche sogar die Auserwählten, wenn es möglich wäre, verführt wurden.

In der Apostelgeschichte kommt der heilige Petrus mit dem Zauberer Simon und der heilige Paulus mit dem Zauberer Elymas zusammen und trifft in Ephesus mehrere jüdische Teufelsbeschwörer und auch Bücher an, die man ihm dann zum Verbrennen brachte.

Offenbar zeigt dieses, dass Heiden, Juden und Christen an solche Zauberkünste geglaubt haben und nirgends finden wir auch bis jetzt noch eine deutliche Entscheidung, dass dies gänzlich ein Aberglaube oder ein bloßer Irrwahn gewesen und noch sei. Es ist daher auch anzunehmen, dass es teuflische Zauberkünste geben könne, zuweilen gegeben habe und noch ganz besonders am Ende der Welt solche gegeben werde.

Wohin aber die Leichtgläubigkeit in diesem Stück geführt hat und noch führt, ist entsetzlich. Sie hat zu einer Zeit ge-

führt, wo man überall eine Menge von Zauberern, Teufelsbannern, Hexen, Unholden nicht nur vermutet, sondern auch dieses Verdachtes halber unschuldige Menschen scharfenweise durch die schrecklichsten Torturen gezwungen, und aus Verzweiflung dahingebracht hat, dass sie sich als solche bekennen und andere als Mitschuldige angeben mussten und dann nach Hunderten auf das Grausamste hingerichtet und verbrannt hat. Wo man ferner beinahe in jedem Dorf, ja oft auch Haufen von Pakten, Zusammenkünften, Hochzeiten und Gastmahlen zwischen dem Teufel und Hexenvolk, vom Wettermachen, Luft- und Gabelfahren, Milch, Vieh und Leute verhexen, von Alpen oder sogenannten Druden, von Gespenstern und Poltergeistern und dergleichen alles für wahr hinnahm, was man hörte und meinte, dabei dann seine Mitmenschen verdächtigte, lieblos beurteilte und verleumdete, anfeindete und sich unersättlich rächte.

Das Beste gegen Besessenheit und Zauberei ist, dass man ein reines Gewissen, ein von Sünden durch aufrichtige Buße geläutertes Herz hat, den eifrigen und öfteren Gebrauch des allerheiligsten Altarsakramentes nicht versäumt, mit lebendigem Glauben das heilige Kreuzzeichen macht, andächtig den allerheiligsten Namen Jesus anruft, wie auch Mariä und aller Heiligen, sich des Weihwassers bedient und kindlich und fest auf Gott vertraut; dann aber bei unerklärlichen Vorfällen sich nicht Rat einholt bei zweideutigen oder verdächtigen Leuten, Quacksalbern und Segensprechen, sondern bei dem Geistlichen und Arzt und nicht allerlei abergläubische Mittel anwendet, sondern die sucht, welche die heilige Kirche und die Arzneikunde hat und anbietet, dabei aber immer denkt: »Herr, dein Wille geschehe.«